



Die verdammte Lebedame. Eine in der Wiener vornehmen Lebewelt sehr bekannte Dame, Frau Anna G., ist spurlos verschwunden. Sie ist die geschiedene Gattin eines im Auslande lebenden Schauspielers und verstand es infolge ihrer eleganten Manieren, sich einen großen — Gläubigerkreis zu verschaffen. Anna G. lebte mit ihrer Mutter, Viktorine Z., auf sehr großem Fuße, fuhr stets im Fiaker und trug die elegantesten Toiletten. Auch die Einrichtung ihrer Wohnung, die sie auffallenderweise fortwährend zu wechseln liebte, ließ nichts zu wünschen übrig; doch wurde es bemerkt, daß sie im Laufe von anderthalb bis zwei Jahren sich fünf- oder sechsmal vollkommen neu möblierte. . . Frau Anna G., die sich als Schauspielerin vorstellte, die ein Engagement suchte, und die mitunter auch andeutete, daß sie infolge ihrer ausgezeichneten und sehr weit hinaufreichenden Sprachkenntnisse Hoffnungen habe, ans Burgtheater zu kommen, lebte, wie es sich später gerichtlich herausstellte, ausschließlich vom Kredit. Wohl unterhielt die schöne Dame mehrfach zarte Beziehungen, allein sie scheint immer viel mehr gebraucht zu haben, als ihr ihre Freunde zu geben in der Lage waren. Infolge einer vor kurzem gegen sie erstatteten Strafanzeige hat Frau G. ohne ihre Mutter, gegen die übrigens gleichfalls eine strafgerichtliche Untersuchung im Gange ist, Wien verlassen und wird jetzt vom Landgericht gesucht. Die Zahl der Gläubiger beträgt weit über hundert. Im Laufe von etwa neunzehn Monaten wurde Anna G. 106 mal gepfändet. Unter anderem schuldet sie einem Delikatessenhändler in der Strohgasse, wo sie zuletzt wohnte, für im Laufe von 6 Wochen bezogene Delikatessen 700 Kronen, anderen Delikatessenhändlern 1800 Kronen. Noch in den Monaten, da sie von einer erschreckend großen Zahl Wiener Rechtsanwälte verfolgt wurde, „laufte“ Anna G. zwei Bernharden mit 1200 Kronen, die sie aber schuldig geblieben ist. Die Höhe der Schulden der Frau Anna G. läßt sich nach dem R. W. Z. augenblicklich nicht feststellen. Ihre Gläubiger sind hauptsächlich erste Damenkleiderateliers, Juweliere, Möbelfabrikanten, Wein- und Delikatessenhändler. Frau G. fuhr bei ihnen immer in ihrem Sammiradler vor; sie pflegte zu erzählen, daß sie eine Rente beziehe, die ihr gestatte, jährlich 12 000 Kronen für ihren Toilettenbedarf allein aufzuwenden, dann sprach sie von ihrem „guten“ und natürlich auch sehr reichen Freunde, und den Schluß bildete die ungefähre Andeutung, daß sie „hohe“ Beziehungen unterhalte. Ihre Mutter wird beschuldigt, die Tochter thatkräftig unterstützt zu haben.

„Immer schneller!“ ist die Devise der Menschheit, seit mehr als einem Jahrhundert. Die Nachricht, daß die französische Orleans-Gesellschaft auf der Linie Paris-Bordeaux neue Lokomotiven von 75 Tonnen Gewicht (ohne Tender) in Dienst stellen will, die mit einer Schnelligkeit von 96 bis 125 Kilometer in der Stunde fahren sollen, veranlaßt den „Gaulois“, einige Daten zusammenzustellen, die die wunderbare Beschleunigung des Verkehrs im letzten Jahrhundert veranschaulichen. Unter Ludwig 15. ging die Post von Angers nach Paris Sonntags um 3 Uhr morgens von dem ersten Orte ab, und erreichte Paris am Freitag Abend. Unter Ludwig 16. reiste man schon ein wenig schneller, man fuhr am Montag morgen von Angers ab und kam Mittwoch Abend in Paris an; das waren ungefähr 60 Stunden. Heute durchfährt man die 306 Kilometer in 4 1/2 Stunden. Nach dem kaiserlichen Almanach betrug die Dauer der Reisen im Jahre 1813: von Paris nach Amsterdam 5 Tage; von Paris nach Brüssel 3 Tage; von Paris nach Basel 6 Tage; von Paris nach Bordeaux 5 Tage; von Paris nach Genf 6 Tage; von Paris nach Toulouse 8 Tage. Von Paris nach Marseille kostete die Reise in der Postkutsche 137 Livres, und dazu kamen die Ausgaben für die Verpflegung; dieselbe Reise dauert heute nur zwölf Stunden und kostet erster Klasse 100 Fr.; dritter Kl. 42,55 Fr. Entsprechend sind die Fortschritte in Seereisen. Im Jahre 1820 brauchte man 38 Tage von Plymouth nach New York, heute 5 Tage und einige Stunden; nach Australien reiste man 7 1/2 Monat, heute etwa 34 Tage. Welche Beschleunigung die Elektrizität bringen wird, ist noch garnicht abzusehen. Eine belgische Gesellschaft will eine unterirdische Linie von Brüssel nach Antwerpen einrichten, in der elektrische Bälle die 44 Kilometer in 25 Minuten höchstens durchlaufen sollen, und sie projektirt auch eine Linie Paris-Brüssel, 311 Kilometer, auf der ein elektrischer Zug ohne Aufenthalt zwei Stunden brauchen würde.

Tod und Gold. Daß das Gold stärker ist, als die Liebe, ist längst bekannt und wird selbst von den Dichtern nicht mehr bestritten. Daß aber auch der Tod gezwungen ist, sich vor der Macht des Goldes zu beugen, erzählt man aus einem jüngst veröffentlichten Buche über „Sibirien und Kalifornien“, dessen Verfasser, Albert Bordeaux, folgende Goldgräber-Anekdoten erzählt: Man beerdigte in Kalifornien einen Goldsucher, der den größten Teil seines Lebens nach goldhaltigen Erzgängen geseht, aber keinen einzigen entdeckt hatte. Während man den Sarg ins Grab legte, kniete die Menge zum Gebete nieder. Infolge einer Gewohnheit, die man in Goldländern häufig findet, begann einer der Leidtragenden während des Gebetes den Boden vor seinen Füßen aufzutreten, als zu seiner großen Freude seine Finger plötzlich auf Gold stießen. Jetzt vergaß er die ernste Feier und setzte seine gewinnbringende Arbeit mit fieberhaftem Eifer fort. Die anderen aber hatten es bemerkt und begannen sofort, dasselbe zu thun. Die Todtengräber und Leichenräuber überließen den Sarg seinem Schicksal und die ganze Trauerversammlung wählte in der Erde herum, in welcher der Tote ruhen sollte! Schließlich sah man sich veranlaßt, den theueren Verbliebenen, der den Goldsuchern überall im Wege war, fortzuschaffen; man trug ihn von einem Plage zum anderen, und er selbst hätte, wenn er nur hätte sprechen können, die Handlungsweise seiner Freunde durchaus gebilligt. Der Platz, der ihm als letzte Ruhestätte bestimmt gewesen war, wurde ein Ort wilder Goldgräber, und der besiegte Tod mußte dem siegreichen Golde weichen.

Die besten Kinder-Strümpfe in echt schwarz, lederfarbig, weiss und bunt kaufen Sie zu billigen festen Preisen in dem Spezialhaus für Strumpfwaren von L. Schwenck, Mühlgasse 9. Grösste Auswahl nur guter, langjähriger erprobter Qualitäten. Neuhiten in bunt gestreiften und Kinder-Söckchen. 108



Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager.

sowie alle Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im

Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter, Langgasse 3, 1. Stiege, an der Marktstrasse. 995

Schulranzen!!

Grösste Auswahl. Billigste Preise.

von 45 Pfg. an bis zu den Feinsten.

Ranzen mit echtem Seehundfell von Mk. 2.— an.

Lederranzen von Mk. 2.50 an.

Massive Rindlederranzen, ganz ungefüllt, unzerstörbar. Reparaturen. Handarbeit. 543



Paulbrunnenstraße 10, A. Letschert, Paulbrunnenstraße 10.

Um mein grosses Lager in Tapeten und Linoleum

etwas zu räumen, habe ich die Preise sehr billig gestellt und bitte diese Offerte zu berücksichtigen.

Julius Bernstein, Wiesbaden, Kirchgasse 54, nahe der Langgasse. 9921

Volkshilfsverein zu Wiesbaden.

(G. B.)

In der Hild- und Nähstube (Unterrichtslokal: Schule a. d. Lehrstraße) beginnt Donnerstag, den 23. d. Mts., Nachmittags 4 Uhr, ein neuer halbjähriger Kursus im Flicken, Nähen, Umändern von Kleidern, Zuschneiden und Anfertigen von Leibwäsche und einfachen Kleidungsstücken. Unterrichtszeit: Montag und Donnerstag von 4—6 Uhr. Das Schulgeld 2 M für's Halbjahr ist bei der Anmeldung zu entrichten. Bedürftigen kann dasselbe erlassen werden.

Anmeldungen nehmen entgegen Fräulein Victor. Tannusstraße 12, Frau Schulinspektor Müller, Gskar-Abelstraße 7, und Fräulein Ried, Kleonorenstraße 1. Wiesbaden, den 15. April 1903.

Der Vorstand. J. A.: R. Hützel.

Nassauischer Gefängnisverein. Ordentl. Generalversammlung.

Freitag, den 24. April, 1903, 4 1/2 Uhr Nachmittags, in Saale des katholischen Lesevereins, Luisenstr. 27a.

Tagesordnung:

- 1) Rechenschaftsbericht für 1902, Vorlegung des Rechnungsabchlusses, Antrag auf Entlastung des Kassiers.
- 2) Vorstandswahl.

Zur Theilnahme ladet ein

Der Vorstand.

J. A.: Weniger, Vorsitzender.

Eine hervorragende

Auswahl

in

Knaben-Sweater

alle Grössen

alle Preislagen

empfiehlt

L. Schwenck, Mühlgasse 9, Wiesbaden.

Strumpfwaren und Trikotsgehaus. 1096

Tapezierer-Zwangs-Innung.

Die bei den hiesigen Tapezierermeistern beschäftigten Gehülfen werden hiermit zu einer

Versammlung

zwecks Bildung des Ausschusses für das Gehülfen- und Herbergswesen, sowie des Lehrlings-Ausschusses auf Mittwoch, den 22. April, Abends 8 1/2 Uhr, in das Lokal „Mainzer Bierhalle“, Mauergrasse, mit dem Ersuchen um zahlreiche Theilnahme eingeladen. 1235

Der Vorstand.

Viederflötende Dompfaffen

empfiehlt

G. Eichmann,

Samen-, Vogel- u. Vogelfutterhandlung, Mauergrasse 2. 1126

Wiesbadener Dampf-Waschanstalt,

E. Plümacher & Co.

72

Dampfbad bei Wiesbaden (Teleph. 771). Reinigt, wäscht, färbt, n. Privat-Wäsche. Prompte Bedienung, schnelle Abholung und Lieferung. Man verlange Preisliste.



Nr. 92

(3. Beilage.)

Dienstag, den 21. April.

1903

Der Gemeindecart.

Roman von M. Elsbörn.

Fortsetzung.

„Das kann nicht Ihr Ernst sein, Graf Fluen, denn sonst hieße es soviel, daß für die besitzenden Klassen besondere Ehrbegriffe gälten.“

„Sagen wir Vorrechte, gnädiges Fräulein!“ Gisela beschleunigte ihre Schritte. Ihr war's auf einmal, als bräche zwischen ihr und dem Gaste die Brücke zusammen.

„Wir werden uns zum Essen verspäten, Graf Fluen.“

Graf Fluen brach aus der Krone eines Centifolienstocdes die schönste Rose heraus.

Dabei sah Gisela auf seine weiße, gepflegte Hand.

Und sie mußte diese Hand mit einer andern vergleichen, die braun und stark war und unermüdet im Dienste der leidenden Menschheit arbeitete.

„Wollen Sie diese Rose heute an sich tragen, wenn ich Sie darum bitte, gnädiges Fräulein?“

Gisela schaute die weiße Hand und die halb erblühte Rose an. Wäre es nicht eine Beleidigung, zu sagen: „Graf Fluen, ich mag nichts tragen, was mir von Ihnen kommt!“ Durfte sie ihn verletzen?

„Zur Erinnerung an Rudolf, und weil Sie sein Kamerad waren“, sagte Gisela. Sie mühte sich, die Wiesentulpen mit einer Hand zusammenzufassen und nahm die Rose.

Sie trug dieselbe auch im Gürtel, als man zu Tische ging.

4. Capitel.

Wenn das Weinstädtchen auch keine Bäder besitzt und seine Straßen nicht mit Ducaten pflastern lassen kann, so birgt es im Sommer doch viele Gäste.

Jeder Bürger räumt ein Stübchen aus, möbliert es mit den luxuriösesten Gegenständen, die sich in seinem Haushalt aufreiben lassen und hängt ein Plakat ins Fenster: „Hier ist eine schöne Sommerwohnung zu vermieten.“ Oder wer nicht den Muth hat, prahlerisch aufzutreten, der reißt eine Seite aus dem Schulheft der Kinder und malt leserlich und unorthographisch den einfachen Text: „Sommerloshie.“

Einige Tage, nachdem Graf Fluen seinen Besuch bei Heidenbrucks gemacht, fuhr er in aller Frühe von Wien aus ins Weinstädtchen.

Wo ein Wohnungsangebot im Fenster aushing, trat er ein besichtigte das betreffende Object und ging weiter, immer weiter, bis die Chancen zum Auffinden des Gesuchten in ein Nichts zusammenrannten.

Muthlos blieb er auf dem Marktplatz stehen, in dessen Mitte sich auf steinernem Sockel die Statue des heiligen Nepomuk erhebt.

Welke Blumengewinde hingen ihm um Hals und Arme, und hie und da steckte ein Busch frischer Feldblumen zwischen dem vertrockneten Kränzchen.

Der Heilige wendet das Gesicht gegen die Front eines städtischen Gebäudes, in dessen ersten Stock ein Balcöndchen vorspringt — ganz überzogen von dem üppigen Geranke wilden Weines.

„Dem Muthigen gehört die Welt!“ dachte sich Graf Fluen, und mit kurzem Entschluß schritt er auf das schmucke Haus zu und öffnete die Thür.

(Nachdruck verboten.)

So kam's, daß er dem Bürgermeister gegenüber stand und eine Aufnahme fand, wie sie Amtspersonen wohl nur selten jemand zu Theil werden lassen, der sich mit einer Frage, geschweige denn mit einem persönlichen Anliegen, in ein öffentliches Bureau traut.

Graf Fluen war in völliger Unkenntniß des Umstandes, daß die Wohnung, die ihn lockte, Eigenthum des Bürgermeisters war. Rechts vom Haußflur aber haftete ein Zettel an der Thür: „Bureau des Bürgermeisters.“

Im Gemeindehause wurden bauliche Reparaturen vorgenommen, und deshalb amtirte der Bürgermeister unter eigenem Dach.

Graf Fluen klopfte nicht an — ein Grand Seigneur hat Allüren, deren Nachahmung den gewöhnlichen Sterblichen nicht kleiden, aber ihm sind sie auf den Leib gewachsen, wie seine vermeintlichen Vorrechte, und er handhabt sie mit unnachahmlichem Anstand.

Mit gewinnendem Gratz entschuldigte er sein „Eindringen“ und motivirte diese „Rüchtheit“ mit der Verzweiflung eines Fremden, der im ganzen Orte keine Sommerwohnung zu finden imstande sei, und hier seine letzte Zuflucht suche.

Er hatte es den Eindrücken seiner Persönlichkeit zu danken, daß der Bürgermeister ihm halb aus Höflichkeit, halb aus gutem Herzen das Balkonzimmer vermietete und dieses nicht bereute, weil er dadurch oft Gelegenheit hatte, sich den Ingrimm wegen des vereitelten Bäder-Projektes vom Herzen zu sprechen.

Um den Höferstein herum, und soweit sich das verpachtete Gemeindejagdgebiet erstreckte, gab's jest für die wenigen Rehe, die sich im Walde hielten, eine schlimme Zeit der Heimjagung, denn Herr von Heidenbrud betrachtete es als selbstverständlich, Graf Fluen ein für allemal einzuladen, gegen Abend mit ihm auf die Pirsch zu ziehen. Er betrachtete ihn überhaupt halb und halb als seinen Gast, zumal die genealogischen Tabellen nachwiesen, daß vor einigen Jahrhunderten eine Gräfin Fluen die Gemahlin eines Rudolfs von Heidenbrud gewesen war.

Und in seinem innersten Herzen nährte Herr von Heidenbrud eine Hoffnung, die seinem Ehrgeiz die reichlichste Nahrung bot — er sah Gisela als einstige Gräfin Fluen, denn daß sie der Magnet war, der den verwöhnten Aristokraten ins Weinstädtchen zog, das durchschaute er klar.

Auch Frau Mathilde zweifelte nicht an den Absichten des Grafen, und sie erhob in ihrem Innern keine Einwände gegen eine Parthie, die nicht nur nach jeder Richtung praktisch, sondern sogar glänzend war. In der Reihenfolge erwog sie alle Factoren, die bei Schließung einer Ehe ausschlaggebend waren: Den Gesundheitszustand des Bewerber's — sein Charakter — sein Vermögen. Und das alles mußte man tabellos nennen.

Wenn Frau Mathilde Graf Fluen mit anderen Herren verglich, die nach Giselas Hand getrachtet, so fielen diese Reflexionen zu seinen Gunsten aus. Es war auch ausgeschlossen, daß er nach Giselas Geld strebte, denn seine Vermögensverhältnisse repräsentirten sich als die solidesten. Sie und da süßte Frau Mathilde, dem Gaste wohl vorzichtshalber auf den Bahn, um

ihr Urtheil über seinen Charakter zu schärfen und sich zu vergewissern, daß er die gute Meinung verdiene, die sie von ihm gefaßt.

Wenn er ins Schloß kam, fand er freundliche Aufnahme — er störte nie — immer merkte er, daß er erwartet war.

Nur Gisela nahm bei seinem Erscheinen eine sonderbare Kälte an, die sich steigerte, je intimer sich sein Verkehr mit den Eltern gestaltete.

Graf Fluens meinte oft, er müsse ihr zu Füßen fallen und sie ansehen um einen einzigen guten Blick, oder um ein Wort, das ihm gelte, denn Tag um Tag schlug sein Herz heißer und sehnlicher nach ihrer Liebe, so meisterhaft er es auch verstand, sich äußerlich Beherrschung aufzuerlegen. Er fühlte, daß Gisela keine Blume sei, die man freiwillig brechen könne, und mit Niederzwingung seines Temperaments nahm er sich vor, auszuharren und zu werben; aber manchmal kam's über ihn, die Ausdauer zum Werben zu verlieren, denn er war ein Mensch, dessen Inneres Vollkraft ist — Rasseblut, das den Zügel nicht duldet. Er und sein Wille, das war immer eins gewesen, das entschied bis jetzt über sein Schicksal, und nun stand er an einer Mauer, hinter der sein Paradies lag, und die Pforten waren geschlossen. Er hatte immer Glück bei den Frauen gehabt, und wie leichtfertig hatte er's genommen, mit dem Gefühl zu spielen, oder sich tausend lustige Tage auf Kosten einer Schwärmerei zu machen — und da — als er schlendernd durch das Weinstädtchen ging, sich ein Sommerlüftchen um die Ohren wehen zu lassen — da war es plötzlich, als ob er verzaubert wäre. Er stand vor einem offenen Thor, und wie er gleichmüthig in den Garten schaute, that sich vor seinen Sinnen ein Wunder auf, so daß er vergaß, weiter zu gehen, und mit den Augen eines Staunenden an dem Mädchen hing, das sinnend in die Ferne schaute und seiner nicht gewahr wurde, bis sein brennender Blick sie zwang ihm das Gesicht zuzuwenden.

Hundertmal hätte er sich ihr zu Füßen werfen mögen und es ihr bekennen, daß er sie vom ersten Augenblick des Sehens geliebt, und daß sie ihm lieber würde mit jeder Stunde, in der er in ihrer Nähe saß und sein heißes Verlangen bekämpfte und verberge. Und er hätte ihr sagen mögen, wie jedes seiner Gefühle zu ihr dränge, und wie dieses Drängen eine Gewalt wäre, die ihn zu vernichten drohe, wenn sie nicht sein eigen würde.

Bis jetzt hatte ihm das Schicksal nie vergönnt, nur ein einziges Mal mit Gisela allein zu sein, denn Gisela vernied es. Es kam eine Unruhe über sie, wenn er ihr folgte, und als es doch einmal unvermeidlich war, mit ihm allein durch den Park zu gehen, rief sie den Gärtner herbei, den sie in ein Gespräch verwickelte, das ihn veranlaßte, mitzugehen, bis sie auf der Schwelle des Schlosses standen, unter der Thür, die ins Speisezimmer führte, wo die Mägde den Tisch deckten.

Graf Fluens biß manchmal die Zähne aufeinander, denn der Born kam über ihn, wenn er seine Unmacht über Gisela empfand, und immer eiferner wurde sein Wille, sie zu besitzen. Er trug ihr Bild im Sinne — da strahlte es, wie eine junge Königin, und er gab ihr alles — sein ganzes Ich. Und er meinte viel zu geben und stellte sich vor, wie sie erhöht wurde durch seine Liebe, und daß das etwas Röstliches sei aus einem halbbürgerlichen Adelsbausemporgetragen zu werden zu den Gipfeln der Gesellschaft.

Ein Diadem sollte sie über ihrer wundervollen Stirn tragen, und sie sollte ihm gleich sein vor Gott und den Menschen.

Derartige Gedanken gingen durch Graf Fluens Hirn, wenn er sich die Vormittage mit Spaziergängen vertrieb.

Er hatte schon jeden Waldbweg abgelaufen und warf sich manchmal nur in den Schatten, um zu träumen und an seiner Zukunft zu spinnen. Wenn dann ein Nestchen frachte oder ein Rascheln hörbar wurde, glaubte er Giselas Fußtritt zu vernehmen, daß ihm das Herz pochte und er um sich spähte.

Und einmal geschah es, daß sie an ihm vorüberging.

Er lag am Waldesausgang, im dichten Buschwerk — vor ihm der Bach, und drüben das letzte Häuschen der Stadt. Man hätte es eine Hütte nennen können, so winzig und verfallen erhob es sich in einem engen Hof. Graf Fluens betrachtete es nur weil es in seiner Augenlinie lag, so gab er nichts anders konnte, als darauf schauen.

Aus diesem Hause trat Gisela und mit ihr zugleich ein großer, wohlgebauter Mann. Vor der Hofspforte blieben sie stehen, und Gisela richtete Fragen an ihren Begleiter, die so leise gesprochen wurden, daß der murrende Bach kein Wortchen zum andern Ufer ließ.

Graf Fluens duckte sich regungslos unter die Büsche, denn er hatte Roß und Gilet abgeworfen. Von seinem Versteck aus faßte er die Weiden ins Auge. Ihm stieg's seltsam in der Brust auf — fast wie Rath über Gisela.

Nach wenigen Augenblicken schritt der Mann die Straße gegen die Stadt hinab, und Gisela wandte sich zu dem Steg, der einen Steinwurf höher über den Bach führte. Dort stand sie unbeweglich und schaute ihm nach.

Dicht an Graf Fluens Versteck vorüber führt ein Nichtweg durch Wiesen zum Schloß. Gisela ging ihn, und als sie aus dem Bereich des Waldes war, sprang Graf Fluens auf — alles in ihm war Aufruhr. Die Sonne that ihm weh, die Giselas Gestalt mit ihren Strahlen übergieß, daß sie sich wie etwas blendend Helles von dem weiten grünen Wiesenrund abhob.

Als sie ins Schloß kam, wartete ihrer eine wichtige Nachricht: Rudolf hatte geschrieben — er war auf dem Heimweg — mit seiner jungen Frau!

Die Eltern hatten den Brief schon gelesen, so daß Gisela den Inhalt der Hauptsache nach sogleich von Frau Mathilde vernahm; einem bösen Wetter gleich ihre Stimmung. In erregten Worten äußerten sie sich über den „dünnen Streich“, den Rudolf gespielt, ein armes Fräulein zu heirathen und sie den Eltern ungefragt auf den Hals zu laden. Vater und Mutter waren fassungslos, ihre Herzen schlugen dem Sohne nicht entgegen — seine Heimkehr gleich keinem frohen Feste — das Unglück seiner Heirath warf einen düsteren Schatten vor ihm her.

Gisela nahm Rudolf's Brief, um ihn in ihrem Zimmer zu lesen.

Während sie die breite Freitreppe hinauf lief, die in den ersten Stock führt, hätte sie jubeln mögen. Das Bewußtsein, daß Rudolf auf der Heimreise war, beraubte sie aller Fähigkeit, an etwas Anderes zu denken. In einem Rausch von Glück saß sie in ihrem Zimmer und zog den Brief aus dem Umschlag.

Rudolf's dünnstrichige Handschrift war ihr lange nicht zu Gesicht gekommen; alles, was man in den letzten Jahren von ihm hörte, erfuhr man durch das Bankhaus in Buenos Aires.

Der Brief trug den Poststempel „Hamburg“ — vor zwei Tagen war er aufgegeben.

Gisela las:

Liebe Eltern!

Das Schicksal wirft mich wieder in Europa aus, und damit ist meine ganze Vergangenheit abgebrochen. Mich hat die Sehnsucht nach Oesterreich so mächtig erfaßt, daß ich ihr nicht widerstehen konnte, ich habe Heimweh bekommen und muß zu Euch zurückkehren; aber ich komme nicht allein. Ich habe geheirathet, und meine Frau heißt Gertrud, geborene Knopp. Da ich voraussehe, daß Euch, liebe Eltern, meine Eheschließung nicht willkommen sein wird, will ich die Umstände erklären, unter denen ich so gehandelt habe. Vor einem Jahr wurde ich in Buenos Aires von einem Nervenleiden erfaßt, das mich sehr quälte. Die Aerzte verordneten mir Landluft und völlige Ruhe; und deshalb kam ich in die Familie des deutschen Farmers Knopp. Ganz abgetrieben von allem Verkehr, in einer Gegend, wo es auf Meilen keinen Umgang mit andern Menschen gab, schloß ich mich der Familie immer enger an, und so zwang es mich endlich, Gertrud, die älteste der acht Kinder, zu heirathen. Wir sind mit den Schwiegereltern zusammen geblieben, bis mich das Heimweh überwältigte. Nehmt Gertrud freundlich auf, sie ist ein gefügiges Kind — im Mai wurde sie achtzehn Jahre.“

Gisela las nicht weiter, ihre Freude, die mit so schönen Illusionen hervorgebrochen war, war wie gelähmt. Rudolf entschuldigte seine Heirath! Das verlegte Gisela in der Seele der jungen Frau und warf ein ungünstiges Licht über seinen Charakter. Würde er nun den Eltern gegenüber die Kraft haben, sich ganz für sein junges Weib einzusetzen? Unten im Wohnzimmer waren ja so viele harte Worte über die unglückselige Schwiegertochter mit dem trivialen Familiennamen „Knopp“ gefallen, und die Abneigung ging ihr in diesem Hause, das ihre zweite Heimath sein sollte, voraus. Gisela las Rudolf's Brief zu Ende; er enthielt nur noch die Ankündigung der Ankunft in Wien — morgen acht Uhr früh auf der Nord-Westbahn.

Frau Mathilde ließ Gisela rufen.

Die ebenerdigen Fremdenzimmer im linken Gartensflügel des Schlosses sollten für die Ankunft des jungen Ehepaares in Stand gesetzt werden.

Mit vor Empörung scharfer Stimme ordnete Frau Mathilde die Arrangements an — alles war „gut genug“ für die Erwarteten. Wahrlich, wäre Rudolf allein gekommen, sie hätte ihm das beste Bett und die feinste Wäsche gegeben — er wäre empfangen, wie in der Legende der verlorene Sohn, dem man ein Kalb schlachtete und Feste bereitete, um seine Wiederkehr zu feiern; aber nun knüpfte sich eine Familientragödie an seine Heimkehr.

Während noch jeder mit dem Ordnen der Zimmer zu thun hatte, kam Graf Fluens ins Schloß.

(Fortsetzung folgt.)



Der erste Damenhut.

Die Geschichte des Hutes, als Kopfbedeckung für die Männer, reicht hinauf bis zu den ältesten Zeiten und schwer, ja unmöglich dürfte es sein, zu bestimmen, wessen Haupt zuerst durch einen Hut geschmückt, zuerst durch einen solchen vor den glühenden Strahlen der Sonne, dem eifigen Hauche des Windes geschützt worden ist. Wir finden Hüte von den verschiedensten Formen bei den Hebräern, Griechen, Medoniern, Römern. Die letzteren betrachteten den Hut sogar als Zeichen der Freiheit und vererbten diese Ansicht auf spätere Völker, vorzüglich auf solche, welche gleich ihnen der republikanischen Regierungsform huldigten. Vielleicht hängt es mit dieser symbolischen Bedeutung des Hutes zusammen, daß die Männer ihn als Zeichen der Freiheit und Unabhängigkeit abschließend für sich in Anspruch nahmen, gewiß ist es wenigstens, daß erst das Mittelalter der Frau diese große Errungenschaft brachte. Ein alter Chronist will wissen, daß eine deutsche Frau zuerst einen Hut getragen und erzählt den Vorfall folgendermaßen:

Es war ein neuer Kaiser in Deutschland gewählt worden — Jahreszahl und Namen waren in der Handschrift nicht vermerkt — und dieser entbot die Blüte des Reiches, Fürsten, Herren und edle Frauen, gen Worms zu Turnieren und Festen. Unter den Geladenen befand sich auch die Witwe eines früh verstorbenen Bruders des Kaisers mit ihrer Tochter, die wir Elisabeth nennen wollen. Der Kaiser hatte nicht ohne gewichtige Gründe die schöne Nichte zu sich berufen. Ihre Hand schien ihm ein sehr geeignetes Mittel, sich einem der mächtigsten deutschen Fürsten zu verbinden, der anfangs sich seiner Wahl widersetzt, jetzt aber mit ihm versöhnt und versprochen hatte, in Worms zu erscheinen. Sogleich nach ihrer Ankunft setzte der Kaiser die Schwägerin in Kenntnis, zu welchem Zwecke er sie herberufen und befahl ihr, die Tochter darauf vorzubereiten, daß sie in wenigen Tagen den ihr bestimmten Gatten aus der Hand des kaiserlichen Oheims zu empfangen haben werde.

Nun stand es dem Kaiser allerdings zu, als Oberhaupt des Reiches und der Familie über die Hand der Nichte zu verfügen, über ihr Herz hatte dieselbe jedoch allein zu bestimmen und sie hatte dasselbe, ehe sie noch durch die Kaiserwahl des Oheims zu einer so hohen Stellung erhoben worden, einem jungen Ritter geschenkt, der, obgleich tapfer und aus edlem Hause, sich doch im Range nicht messen konnte mit dem vom Kaiser begünstigten Bewerber. Die Mutter, welche von der Einladung des Kaisers sogleich nichts Gutes für die Liebenden geahnt, hatte nichtsdestoweniger den jungen Ritter veranlaßt, sie nach Worms zu begleiten und sich dem Kaiser vorzustellen. Sie hoffte doch noch einen Augenblick zu finden, wo sie dem Schwager die Herzensneigung der Tochter gestehen und ihn günstig dafür stimmen könne. Die ihr von demselben in so bestimmten Ausdrücken zugegangene Weisung vernichtete jede Hoffnung; mit Schmerz riet sie der Tochter, sich in das Unvermeidliche zu fügen.

Mehrere Tage waren in peinlicher Spannung vergangen, da ließ der Kaiser die Einladung zu einem Banket ergehen und erteilte der Nichte den Befehl, bei demselben auf das schönste geschmückt zu erscheinen — ein Beweis, daß er ihr den gefürchteten Bewerber zuführen wolle. Unter Tränen und Seufzern, gleich einem Opferlamm, ließ sich Elisabeth schmücken, von der Mutter als einzige Gunst erslehn, daß, ehe sie in die glänzende Versammlung sich begeben, sie dem Geliebten ein Lebewohl sagen dürfe. Wie hätte die Mutter ihr diesen Wunsch versagen können? In ihrem Zimmer, in ihrem Beisein fand die Unterredung der Liebenden statt — da plötzlich ward der Kaiser gemeldet. Eilig drängte die fürstliche Dame den jungen Ritter in das anstoßende Gemach, so eilig, daß er nicht Zeit fand, die leichte Kopfbedeckung, welche er getragen und im Zimmer ab-

gelegt, mit sich zu nehmen. Der Kaiser trat ein und begrüßte die Frauen, ehe er jedoch weiter sprach, fiel sein Auge auf den Hut, ruhte einige Augenblicke darauf und wanderte dann fragend zu Mutter und Tochter. Beide erbeben, sie fürchteten weniger für sich, als für den im Nebenzimmer verborgenen jungen Mann, bald aber faßte sich die ältere Dame und sagte:

„Ihr überrascht uns mit Eurem Besuche, mein kaiserlicher Bruder, und bereitet dadurch eine Ueberraschung, welche wir unsererits Euch zugedacht. Eurem Befehl gemäß, meine Tochter für das heutige Fest ganz besonders zu schmücken, habe ich für sie einen neuen Kopfsputz erfunden. Dieser Hut wurde mir soeben gebracht, ich war beschäftigt, ihn noch mit Federn, Blumen und Schleier zu verzieren, erlaubt, daß ich dieses Geschäft nun in Eurer Gegenwart vollende und ihn Elisabeth auf das Haupt setze.“

„Tut das, Frau Schwester,“ sagte der Kaiser und sah mit einem feinen Lächeln zu, wie der Hut unter den geschickten Händen der Dame ein sehr hübsches Aussehen gewann und sich endlich höchst anmutig auf Elisabeths blondem Lockenkopfe wiegte.

„Allerliebste, Nichte,“ sagte er endlich, „nur schade, daß ich Euch so geschmückt nicht dem Euch von mir erkorenen Bräutigam zuführen kann. Der pflichtvergeffene Vasall ist von neuem von mir abgefallen, statt seinem Versprechen gemäß hier zu erscheinen, erregt er abermals eine Fehde im Reich. Dies Euch zu verkündigen kam ich hierher. Nun, er soll jetzt in mir den gestrengen Herrn und Kaiser kennen lernen, da er den Oheim verschmäht, damit er aber nicht glaube, ich habe ihm meine Nichte aufbrängen wollen, verlobe ich dieselbe heute noch einem edlen Ritter. Nicht wahr, es fehlt Euch nicht an Bewerbern, Elisabeth und Ihr könnt uns bei der Wahl zu Hilfe kommen? Jene Feder scheint uns wenigstens nicht ganz unbekannt und dürfte als Fingerzeig dienen,“ fügte er auf den Hut deutend lächelnd hinzu. Dann öffnete er die Tür des Nebenzimmers, winkte dem bestürzten jungen Mann, herauszutreten und sagte, ihn der Nichte zuführend: „Ich glaube, Ihr seid mit dem Tausche zufrieden, so will ich es denn auch sein. Zur Strafe aber, daß Ihr nicht mehr Vertrauen zu mir gehabt, sollt Ihr bei dem heutigen Banket diesen Hut tragen. Auch Ihr, Ritter, folgt uns dahin, sobald Ihr Euch eine andere Kopfbedeckung verschafft.“

Die Strafe war eine sehr gelinde, denn Elisabeth sah in der neuen Kopftracht so schön aus, daß sie die Bewunderung aller Männer, den Reiz aller Damen erregte und daß die letzteren nicht eher Ruhe hatten, bis jede auch für sich einen ähnlichen Kopfsputz erlangt. Seit jener Zeit ward der Hut ein integrierender Teil der Damentoillette, welcher, aus den verschiedensten Stoffen angefertigt, die verschiedensten Gestalten annehmend, ein recht eigentlicher Spielball der Modelaunen geworden ist. Im Laufe der Zeit hat er zuweilen seine Abstammung vom Herrenhause gänzlich verleugnet, bei anderen Gelegenheiten sie auf die eleganteste Weise dargestellt, immer aber war und blieb er ein getreues Abbild der herrschenden Sitten und des dominierenden Geschmacks.

Sonderbare Strafe.

Der widerliche Zank unter Weibern ward als etwas höchst Unsittliches und Verächtliches im Mittelalter exemplarisch bestraft. Wir finden darüber in dem Stadtrecht von Dortmund aus dem elften Jahrhunderte folgende sehr charakteristische Bestimmung: „Wenn zwei mit einander streiten, einander schlagen oder angreifen mit schimpflichen Worten, so sollen sie zwei Steine, welche durch eine Kette aneinander hängen und zusammen einen Gentner wiegen, durch die Länge der Stadt auf dem gemeinen Wege tragen. Die eine soll zuerst sie tragen vom östlichen Tore nach dem westlichen, und die andere mit einem eisernen Stachel, welcher an einen Stod befestigt ist, sie treiben, wobei beide in ihren Jacken (in ihrer Hausracht, worin sie fast niemals ausgehen) gehen müssen. Alsdann soll die andere die Steine auf ihre Schultern nehmen und sie zum andern, östlichen Tore zurücktragen, die erstere aber sie hinwiederum mit dem Stachel treiben.“



AM HÄUSLICHEN HERD

Was geschehen, ist geschehen,
Stürme können's nicht verwehen,
Wellen können's nicht verschlingen,
Nicht die Vöglein übersingen,
Nicht verwachsen, nicht verschneien
Läßt sich's, aber tief bereuen!



Wie soll man Kinder strafen?

Der Grundton aller Strafe muß Gerechtigkeit sein. Wenn sie ihre sittliche Wirkung nicht verfehlen soll. Zuweisen folgt auf eine harmlose Handlung, die gar kein wirkliches Vergehen ist, eine Züchtigung, nur weil Vater und Mutter gerade mißgestimmt sind. Bei vollkommenem Stimmungshimmel würde die Tat vielleicht belächelt worden sein. Oder der Erzieher läßt sich in Leichtgläubigkeit und plötzlicher Aufwallung des Zornes hinreißen zur Bestrafung, noch bevor das Vergehen als Tatsache festgestellt ist, sodaß dem Zöglinge leicht ein Unrecht zugesügt werden kann. Dadurch wird der Rechtsinn des Kindes verletzt und sein Vertrauen zu dem Erzieher erschüttert.

In vielen Familien gibt es Lieblinge, bei deren Fehlern und ungezogenen Streichen man gern ein Auge zudrückt, während man bei anderen auch nicht das geringste übersehen mag. Dies hat zur Folge, daß bei jenen leicht gefährlicher Uebermut gewedt, bei diesen aber aller Mut zu Boden gedrückt wird, und daß ferner die Eltern und begünstigten Geschwister die Liebe und das Vertrauen der anderen verlieren. Es mag ja sein, daß das bevorzugte Kind das begabtere und liebenswürdigere ist; aber eben darum ist es ihm besser, man nimmt es mit ihm strenger, denn es könnte sonst leicht geschehen, daß das Mutterhüchsen eine Mutterplage werde. An dem dürrtigen Kinde aber übe man Barmherzigkeit, damit sein Mut und sein Selbstvertrauen gehoben werden.

Die Gerechtigkeit der Strafe ist aber nicht zu verwechseln mit starrer Gefeslichkeit. Machen sich z. B. zwei Geschwister desselben Vergehens schuldig, so brauchen doch nicht beide in gleichem Maße strafbar zu sein. Eine Tat unterliegt z. B. einem ganz verschiedenen Strafmaße, je nach den Motiven, aus denen sie hervorgegangen ist; denn was z. B. das eine Kind aus kluger Berechnung tut, ist bei dem andern nur ein Ausfluß des Uebermutes, des Leichtsinnes oder der Unwissenheit. Ein Beispiel möge dies erläutern. Furcht vor Strafe oder der Wunsch, sich eine Beschämung zu ersparen, oder gar Gemeingeist und Mitleid mit anderen treiben den einen Knaben zur Lüge, während bei einem anderen nur Eigennutz oder Bosheit die Triebfedern sind. Ferner ist es ein wesentlicher Unterschied, ob die Lüge vorbedacht, klug ausgedacht, oder ob sie nur ein in der Verwirrung des Gemütes unüberlegtes, plötzlich ergriffenes Mittel der Selbstverteidigung ist; ob sie von einem Schwächer rasch herausgesagt wird, oder ob sie von einer langsamen, zur Verstocktheit geneigten Natur ausgeht, ob das Kind alt und unterrichtet genug ist, um ihre Falschheit vollkommen einsehen zu können, oder nicht u. dergl. m. Alle diese Fälle würden einer verschiedenen Behandlung und Beurteilung unterliegen müssen.

Ferner muß die Strafe im angemessenen Verhältnisse zur Empfindungsweise des Kindes stehen, denn auf das eine macht ein leiser Verweis einen stärkeren Eindruck als auf das andere harte Züchtigung. Vorzüglich sind auch Alter und Geschlecht zu berücksichtigen. Bei jüngeren Kindern ist eine Züchtigung wirksamer als lange Ermahnungen und Belehrungen, die nicht genügend erfaßt und behalten werden; bei älteren Knaben und Mädchen kann das Wort das Hauptzüchtigungsmittel bil-

Durch diese Berücksichtigung der Eigenart des Kindes wird allerdings die Strafe viel schwieriger, als ohne dieselbe, sodaß es hingebender Aufmerksamkeit und ernstem Nachdenkens bedarf, um in jedem Falle die richtigen Maßregeln zu ergreifen.

Die Wirksamkeit jeder Strafe beruht auf der Erschütterung des Gemütes, welche sie hervorbringt; soll diese aber eintreten, so darf auch das Herz des Strafinden nicht unbeteiligt dabei bleiben. Wenn eine Bestrafung mit anscheinender Gleichgültigkeit vollzogen wird, so hört ihre Wirkung auf das Gemüt des Kindes auf. Das Kind nimmt sie hin als eine äußere Notwendigkeit, aber nicht als Werk und Zeichen des verletzenden Gewissens. Ebensovienig darf sich aber der Erzieher von blinder Leidenschaft beherrschen lassen, die ihn nicht nur ungerecht zu machen vermag, sondern durch welche er sich auch leicht zu Mienen, Bewegungen und Aeußerungen hinreißen läßt, die ihn in den Augen der Kinder heruntersetzen. Die Stimmung des Erziehers muß gemischt sein aus ernstem Unwillen über das Vergehen und aus Liebe zum Zöglinge. Natürlich kommt es dabei sehr auf die Art und Größe des Fehlers an. Ist auch in kleinen, äußeren Dingen eine gewisse Heiterkeit bei der Straferklärung nicht absolut ausgeschlossen, so darf doch mit eigentlicher Unart oder wohl gar mit Sünde niemals gescherzt werden! Das Kind muß dem Erzieher anmerken, daß es ihm mit dem Hassen des Unrechtes ernst sei. Dieser sittliche Ernst macht es auch unmöglich, daß heute eine Unart übersehen wird, die gestern scharf geahndet wurde; denn solche Inkonsistenz ist des Erziehers unwürdig. Wenn ein Geseß nach reiflicher Erwägung gegeben worden ist, so muß dann auch Gehorsam um jeden Preis gefordert werden, und nie darf eine böswillige Uebertretung ungeahndet bleiben.



Küche und Keller.

Hirsch- oder Rehfleisch aufzubewahren.

Man teilt das Fleisch in beliebig große Stücke, bestreut sie mit Salz, schiebt kurze Spießstreifen, Gewürznelken und Schalotten hinein und läßt sie in der Pfanne mit wenig Fett von allen Seiten rösten. Nachdem sie ganz erkaltet, packt man sie mit Zwiebeln, ganzem Pfeffer, frischen Wachholderbeeren, einer in Scheiben geschnittenen Zitrone und etwas Salz schichtweise (man kann auch Rindfleischstücke dazu geben) in einen Steintopf, bedeckt es zur Hälfte mit Bieressig, welcher mit etwas Wasser verdünnt ist, und übergieße das Fleisch fingerbid mit geschmolzenem Rierenfett. So aufbewahrt, kann es nach Wochen zum Braten genommen werden.



Praktische Winke.

Gardinenwäsche.

1. Bei der Wäsche steckt man die schadhaften Gardinen, ehe sie in den Kessel kommen, in einen Kissenbezug und lasse sie in diesem kochen, damit beim Herausnehmen aus dem Kessel etwaige Risse nicht vergrößert werden. 2. Beim Stärken brühe man die Gardinen nur aus und unterlasse gänzlich das Drehen oder Wringen. 3. Sie dürfen nicht auf die Leine nach ihrer ganzen Länge hingehängt werden, da die dickere Borte mehr Wasser aufsaugt, also schwerer ist, daher das Gewebe in der Mitte auseinanderzerrt. Man schlage die einzelnen Enden über zwei nebeneinander laufende Leinen, sodaß die Borte seitwärts hängt. 4. Beim Plätten schiebe man das Eisen von unten nach oben und umgekehrt, platte nie von rechts nach links, da die Aufzugfäden trärtiger sind, als die Schußfäden. Bei englischen Tüllgardinen genügt es, die vordere Borte und einen breiten Streifen unten zu plätten; beim Aufstecken besprenge man die Tüllgardinen mit Wasser, so ziehen sie sich ganz glatt, liegen in schönen Falten und niemand sieht, daß das Plätten gespart ist. Der untere Streifen muß geplättet werden, damit die Gardine nicht zu sehr zusammenfällt.